

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 29 (1939)

Heft: 42

Artikel: Grenzwacht im Wallis

Autor: G.S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Baters in Zürich technische Wissenschaften zu studieren, als er seiner innern Neigung und Berufung folgend in den Jahren 1894/96 zu Professor Léon Bétua nach Winterthur ging. Es schlossen sich Lernjahre und Wanderfahrten an, die ihn nach Frankreich, Belgien und Italien führten. Nach Aufenthalten in den Gebirgsantonen Tessin, Graubünden und Wallis ließ er sich bleibend im Bernerland nieder, dessen Landschaft und Art es ihm antat. Seit 15 Jahren lebt er in Spiez, wo er sich über seinem geliebten See ein gar freundliches, nettes Heim geschaffen hat, unterstützt von seiner ebenso liebenswürdigen wie verständnisvollen, feinsühlenden Gattin. —

Colombi ist vor allem Landschafter. Er ist ein still-andächtiger Betrachter der Natur in ihrer Großartigkeit. Er ist mehr als bloß ein Freund der Berge: er ist ein feiner, geistreicher Deuter und Offenbarer der Seele der Berge, Seen, Bäume und Steine. Dieses große Charisma des Künstlers zeigen schon nur die paar ganz aparten Stillleben mit Alpenblumen an der Ausstellung (Nr. 21—26) auf: unscheinbare, oft übersehene Pfänzlein und Blüten vermag er auf der Leinwand zu wunderbarem Leuchten zu bringen, eine nicht alltägliche Gestaltungskraft! Wie viel können seit solches voraus. Eine weitere Spezialität ist bei Colombi die Darstellung der Seen und Wasser. Da sind nicht leblose Flächen (Thuner-, Brienzer- und Murtensee), sondern über beselten Wassern, deren Spiegel einen selten bei Bildern gesehenen Glanz hat, ruht der Blick in luftiger, befreiernder Weite.

Sein starkes und gesundes Schönheitsempfinden wie sein kultivierter Geschmack, denen eine beherrschte Technik zu Diensten steht, haben den Künstler stets weit distanziert von billiger Stimmungsmache, banaler Ausschmückung und einem kalten Realismus.

Colombis Landschaftsbilder atmen Frieden und stille Größe. Das Ruhige, das Majestätische, die erhabene Schönheit (wie sie dem gesunden, echten, unverdorbenen Schönheitsempfinden der Menschen überall und zu allen Zeiten Freude und Beglückung bringen) liegen über Colombis Landschaften. Wie durchdacht seine Kompositionen sind, die einem flotten, großzügigen Geist entspringen, wird uns bei besinnlicher Betrachtung der gut gewählten Auslese seiner letzten Schöpfungen in der Kunsthalle so recht bewußt.

Nicht bald einem Maler gelingen die Gebirgs- und Schneelandschaften wie Colombi. Seine leuchtenden, sonnigen Firne und Schneefelder, die weichen Linien der Gräte und Gipfel, die ungemein wohlstuende Wärme, diese Liebe und tröstliche Weiche in Colombis Landschaften machen uns seine Bilder so wert. Man möchte ihrer viele besitzen, um aus ihnen alle Tage, wie aus einem Buche, einen lieben Gedanken, einen freundlichen, von Herzen kommenden Gruß von einem gütigen Menschen mitzunehmen in des Tages Arbeit und Schwere.

Colombi, der anerkannte Meister, ist ein vornehm bescheidener Mann, den man lieben muß. Aus unbändiger Liebe zu den Bergen griff er zum Pinsel. Er gibt uns seine Bilder so, wie sein begnadetes Künstlerherz sie sieht. W. E. Aeberhardt.

Grenzwacht im Wallis

Wir machen mit der primitiven Unterkunft Bekanntschaft.

Stundenlang waren wir auf der harten Landstraße marschiert. Wir hatten reichlich Gelegenheit, über unser Zivilleben nachzudenken, das seit kurzer Zeit der Vergangenheit angehörte. Was wird nun kommen? In den nächsten Stunden, in den nächsten Tagen? Bisher wissen wir nicht einmal, mit welchem Ziel wir marschieren. Schon dies ist ein großer Unterschied gegenüber den Wiederholungskursen, wo für die Unterkunft schon Wochen zum voraus gesorgt wurde.

Es wird Abend. Längst sind wir ab der Straße und in endloser Einerkolonne geht es auf Spuren eines Fußweges steil den Wald hinauf. Der Sack, der uns in den ersten Marschstunden drückte, scheint uns nun doppelt schwer. Was haben wir Gebirgsinfanteristen nicht alles zu schleppen, was ist uns nicht am Mobilmachungstag an ungewohntem Material noch aufgeladen worden? Aber wir wissen es auch zu schämen, am Bestimmungs-ort auch unsere Sachen gleich zur Hand zu haben. — Nun sei im Anstieg auch ein Regen ein, wie er eßiger nicht gedacht werden kann. Unsere Zelttücher werden beim nächsten Marschhalt abgeschnallt und dienen als ausgezeichnete Ueberwürfe. Aber der Anstieg wird nun nicht leichter. Es dampft aus unseren Waffenröcken und durch die lange Kolonne mit den zahlosen Tragieren wird aus dem Weg ein nasser Brei. Einige sagten nachher, man sei bei jedem Schritt vorwärts zwei rückwärts gerutscht. Das kann aber nicht stimmen! Aber an der Landschaft konnten die Leute den Verlauf ihres Marsches auch nicht verfolgen. Denn mittlerweile war es Nacht geworden und je höher man kam, desto dichter war der Nebel. Hier tauchte eine Gruppe von Hütten auf. Wir glaubten am Ziel zu sein. Es war nichts! Eine zweite Gruppe Hütten tauchte später plötzlich gespenstisch aus dem Nebel. Ein Zug oder eine Kompagnie zweigt ab. Aber wir marschieren weiter. Doch auch für uns gibt es Unterkunft und Nachtruhe. Aber wann und wo? Keiner spricht mehr ein Wort. lautlos geht es weiter. Jeder pascht in die Tritte des

Bordermanns. — Und nun ist es vollbracht! Ich stoße an meinen Bordermann und merke, daß die Kolonne offenbar anhält. Im Schein einiger Taschenlampen treten wir in leere Ställe ein. Wir sind von Regen und Wind weg, können Sack und Gewehr hinstellen und empfinden dies alles als große Bequemlichkeit. Diese primitive Stallung ohne Stroh ist also vorerst unser Nachquartier! — Vor einigen Tagen haben wir sogar noch in Betten geschlafen! — Und trotzdem sind wir dankbar, daß wir wenigstens untergekommen sind. Einige Gruppen hatten, wie wir jetzt glauben, noch etwas mehr Glück. Sie liegen auf den Gästern in den Stübchen wie sie jedes Walliser Alphäuschen aufweist. — Unser Küchenchef läßt uns nicht im Stich. Trotz aller Unbill gelingt es ihm, noch Tee zu kochen. Dann geht es frierend auf dem Stallboden, oder um ein Herdfeuer, das einen beißenden Qualm, aber wenig Wärme entwickelt, dem Morgen entgegen.

Das sind die ersten Eindrücke von einer Unterkunft, die uns im Verlaufe der Wochen recht lieb geworden ist. Vieles ist nun besser geworden, alles brauchte seine Zeit. — Wenn der eine oder andere sich am ersten Morgen auf hoher Alp bei seinem Arzte meldete, diskret auf ein Schlachtfeld von Ungezieferstichen auf seinem ganzen Körper zeigte und um Abhilfe bat, so können wir heute einige Wochen später feststellen, daß die „motorisierten Brotbrosmen“ und „Tapetengemisch“ nur vereinzelt auftraten und bald einmal verschwanden. Unsere Hütten sind inzwischen wohnlich geworden. Wie viele praktische Leute doch so eine Einheit der Gebirgsinfanterie aufweist! Und mit wie viel Eifer und Geschick die Arbeiten ausgeführt werden, wenn man die Leute machen läßt. Alle diese manigfachen Arbeiten lassen sich mit dem Worte „Einrichten“ zusammenfassen. Es zeigt sich der Bauhandwerker daran, wie er Steine anzufassen und zu schichten weiß, der Schreiner, wie er Türen zimmert und Wände ausbessert, — es zeigt sich aber auch der ehemalige Pfadfinder an seinem Geschick, allerhand Gebrauchsgegenstände zu improvisieren, der Spötter, welcher von jung an die Berge auch im Winter durchstreifte, daran, wie er sich auch einfachste Ver-

hältnisse nutzbar zu machen versteht. Dazu kommen die vielen Landwirte und Landarbeiter unserer Einheiten, denen alles, was wir erlebten, eigentlich nichts Ungewöhnliches bedeutet.

Eindrücke aus dem Urlaub.

Vor einigen Tagen hatte ich Urlaub. Als einer der ersten, weil der Zufall es so wollte. Meine Kameraden waren gespannt, was ich für Eindrücke vom Zivilleben erhielt. Ich berichtete ihnen vom Luftschutz in meiner Wohngemeinde. Auch dieser mußte für volle acht Tage richtig einrücken und Nacht für Nacht im Stroh schlafen. Das Frühstück erhielt er von der Truppe. Von meinem Bekannten, der seinen Lebtag nie Dienst bei der Armee getan hat, dafür aber im Luftschutz eine Rolle spielt als tüchtiger Wachtmeister, vernahm ich, daß er Decken von zu Hause mitnehmen konnte, sogar ein Kopfkissen. Die Sache mit dem Luftschutzfrühstück sei nicht so schlimm gewesen, denn nach acht Uhr morgens konnte man zu Hause noch ein zweites Mal an den gedeckten Tisch sitzen. Es sei aber wichtig gewesen, daß man sich zu Hause nach einer solchen Nacht noch gründlich waschen konnte. Man wisse nie, was man im Stroh auflesen könne. —

Wir Soldaten der Gebirgstruppen und unsere Offiziere verzichten gerne auf Unnehmlichkeiten, die noch bei den Feldtruppen Selbstverständlichkeit sind. Freudig ertragen wir die Härten des Dienstes, denn der Dienst im Gebirge ist das tiefste und schönste Erlebnis eines Wehrmanns.

Posten an der Grenze.

Alle wichtigen Grenzübergänge sind besetzt. Auch dort, wo sie in unwirtlichen Höhen liegen. Auf Saumtieren wird der Nachschub für diesen Wachtposten so hoch als möglich hinaufgetragen, auf Reffen über Fels, Schutthalde und Firn an den Bestimmungsort geschleppt. — Schon heute sind viele gute Saumwege durch die Infanterie gebaut worden, welche diese Arbeiten gerne ausführt.

Da stehen wir in einer alten Schuhhütte, in deren Innern wir auf Namen von der Grenzbefestigung 1914—18 stoßen. Unter der Schneelast der vielen Winter, die seither vorübergegangen sind, hat die Hütte gelitten. Ihre Mauern beginnen zu bersten und werden nun ausgebessert. Als Schlafräum ist der Teil der Hütte unterschlagen worden, wo die Mauern noch am besten intakt sind. Die letztern werden zwar in den nächsten Wochen noch nirgends einstürzen, aber durch die Risse pfeift ein eisiger Wind. Manchmal wirbeln die Eisnadeln herein. Und trotzdem will die Gruppe, die hier oben Wacht hält, noch keine Nacht gefroren haben, weil die Holzwände innen mit alten Zeitungen tapeziert worden sind. Das isoliert prächtig, zudem kann man nun auf alle Ewigkeit hier innen den „Bund“ mit den langen Artikeln aus den Mobilisationstagen anfangs September 1939 lesen.

In der Küche ist die Trockenmauer nicht verkleidet. Der Teil der Befestigung dieses Postens welcher nicht Wache hält oder andern Dienst verrichtet, ist gewöhnlich hier versammelt und schart sich um das nie verlöschende Herdfeuer. Wenn es einen Neuling ankommt, zu fragen, warum die Wandbänke nicht der Wand entlang, sondern 50 cm davon befestigt seien, dann antworten die Füsilierer wie aus einer Kehle: „Weil es immer durch die Wand hinein zieht! Man kann die Probe aufs Exempel machen und ein brennendes Streichholz jederzeit in einer beliebigen Wandröhre ausblasen lassen.“

Und doch ist die Wachmannschaft guter Dinge. Sie wissen viel von kameradschaftlichem Verkehr mit den Alpini zu berichten, die fast alltäglich auf Patrouillen auf den Sattel kommen. Sie haben bei ihrer Ankunft einen viestündigen Marsch hinter sich und erhalten gewöhnlich von unserer Mannschaft Tee und zu essen. Auch Rauchwaren sind im Tauschverkehr sehr beliebt.

Man könnte meinen, wie einsam, weltabgeschieden ein solcher Posten sei, und wie unendlich lang der Abend ist! Radio ist keiner hier oben. Aber die neusten Nachrichten weiß man trotzdem etwa fünf Minuten später, als der Sprecher der Schweiz. Depeschenagentur sie herausgegeben. Auch für Fern-

Unterhaltung ist gesorgt. Das Geheimnis dieser Übertragung heißt: Gefechtsdraht, durch welchen die äußersten Posten mit ihrer Einheit, diese hinwieder mit ihrem Stabe verbunden wird. Vom Radio haben findige Telefonsoldaten eine recht gute Übertragungstechnik gelernt. Die Lautübertragung kann bei geschickter Aufstellung der Apparate so gut sein, daß sie in einem kleinen Raum von allen Anwesenden deutlich gehört werden kann. So ruft beispielsweise die Einheit ihren Posten abends an und sendet ihm ein Handorgelkonzert. Der Posten dagegen antwortet mit heimatlichen Liedern. Die große Überraschung eines der letzten Abende war bei der . . Kp. die Übertragung eines prächtigen Gedichtes, das in jener Region des ewigen Eises entstanden ist und von dort aus gefandt wurde. — Das sind die bescheidenen Vergnügen jener Truppenteile, die in dieser Abgeschiedenheit ihre Pflicht erfüllen.

Die Wache steht auf ihrem Posten und wird häufig abgelöst. Selbst an schönen Herbsttagen fegt hier ein eisiger Wind. Manchmal wäre nur einige Meter unterhalb des Grates „Hilbi“ und ganz erträglich Wärme. Einmal ist die Schweizerseite begünstigt, einmal die italienische. Aber die Wache steht auf dem Grat, wo sie hinbefohlen ist, von Nord- und Südwind durchblasen, und erfüllt ihre Pflicht.

Eine Infanteriekanone auf 3100 m Höhe.

Eine IK soll so beweglich sein, daß sie überall in Stellung gebracht werden kann. Im Weltkrieg haben die Österreicher und Italiener Geschütze auf schwer zugänglichen Gipfeln des Südtirols in Stellung gebracht, von wo aus sie sehr wirksam sein konnten.

Unsere Transportübung, die wir letzter Tage unter dem Kommando von Oblt. Streuli und Lt. Burkhardt durchführten und welcher auch der Bataillonskommandant Major Barben beiwohnte, sollte die Möglichkeiten mit der IK in Feld und Eis abklären.

Noch tief in der Nacht waren wir aufgebrochen. Die IK in ihre drei Teile zerlegt und auf die Tragtiere verladen. Nach mehrstündigem Marsch wurde abgeladen und es begann der Transport in weglosem Gebiet. Es sind unhandliche Stücke, schlecht geeignet als Traglast für den Kanonier. Das Geschützrohr ist lang und glatt, es läßt sich kaum richtig anfassen. Sein Gewicht beträgt 75 kg. Die Wiege ist zum Tragen auch nicht beliebt, sie ist sperrig und weist ebenfalls mit 70 kg ein recht hohes Gewicht auf. Die Lafette als letztes der drei ist fast ebenso schwer, wie jeder der beiden andern Teile. Wir haben Kanoniere, die ehrgeizig darauf sind, diese Einzelteile allein zu heben und einige Dutzend Meter zu tragen. Aber in Fels und Eis kommt nur der Transport von Hand, in gemeinsamer, mühseliger Arbeit in Frage. Es wurden Gruppen gebildet, die durch das Bergseil verbunden, gegen Abrutschen gesichert waren und je einen Geschützteil schleptten. Je zwei Mann trugen die Lasten, weitere Leute sicherten, schoben und zogen. Heikel war der Transport im Fels, der gelegentlich mit Schnee und Glatteis durchsetzt war. Besser ging es auf den Firnfeldern, in denen die Teile geschleppt werden konnten. Auch hier zeigten sich Bergführer und berggewohnte Leute, denen solche Aufgaben sichtlich Freude bereiten. Sie waren mit größtem Eifer bei der Sache. Bei eisigem Wind, bei Nebelstreichen, das die Eisnadeln wie im tiefsten Winter an Waffenrock, Augenbrauen und Schnurrbart klebte und die Felsköpfe mit einer weißen Kruste überdeckte, wurden die Geschützteile im letzten Stück über einen Felskopf hinauf in eine Scharte gesetzt und hier zusammengesetzt. Es war eine heikle Arbeit, die große Anstrengung erheischte. Punkt um 10.45 Uhr stand das Geschütz in 3100 m Höhe schußbereit in Stellung!

Von Tagesarbeit und Leistung.

Einer meiner besten Eindrücke, den ich bisher vom Aktivdienst erhalten habe, ist der, daß viel weniger von oben her in die Einzelheiten hineinbefohlen wird, wie es im Instruktionsdienst der Fall sein muß. In den Gruppen, Zügen, Einheiten

und im Bataillon herrscht ein ausgezeichneter Eifer, Leistungen zu vollbringen, die Anerkennung verdienen. Wir haben überall Leute, die an Selbständigkeit im Berufe gewöhnt sind und auch im Dienste eine gleiche Stellung verdienen, auch wenn sie vielleicht keinen Grad bilden.

Größere Detachemente stehen oft unter dem Befehl eines Unteroffiziers beim Wegbau, beim Bau von Schuhhütten und Stellungen und haben mehr Selbständigkeit als eine Kompanie im Wiederholungskurs. — Es wird aber entschieden tüchtiger gearbeitet als sonst. Jeder, auch der Vorgesetzte greift zu. Bergführer, die hier in den Walliser Alpen vorzügliches leisten, genießen das verdiente Ansehen ohne Rücksicht auf ihren Grad. So hat beispielsweise Wm. Hermann Steuri mit Lt. von Siebenthal und Lt. Zbinden letzter Tage eine Rekognosierung auf einen bekannten 4000er durchgeführt, auf wenig begangener

schwieriger Route und unter ungünstigen Verhältnissen. Die Dreierpatrouille von tüchtigen Berggängern hatte im bereits winterlichen Hochgebirge auf zwanzigstündiger Fahrt Gewaltiges zu vollbringen. Der meistgefeierte von ihnen war aber Wm. Steuri. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß jeder sein Bestes für seine Heimat und zu seiner Erbildung hingibt.

Wenn es für uns trotz aller Unbill der Witterung eine Freude ist, Dienst zu tun, so ist es nicht zuletzt deshalb, weil unsere Offiziere mit Leib und Seele dabei sind. Auch beim wüstesten Schneetreiben erhalten unsere hochgelegenen Posten und Arbeitsstellen regelmäßig Besuch durch unseren Bataillonskommandanten, durch den Hauptmann oder den Zugführer. Sie bringen uns Aufmunterung, sie führen nicht nur die übliche Kontrolle der Arbeiten durch. Sie haben auch Sinn für das, was uns fehlt. Es wird für uns in jeder Weise gesorgt. G. St.

Mussolini in Bern

Der gegenwärtige Staatschef Italiens hat seinerzeit auch persönliche Bekanntschaft mit der Bundesstadt der Schweiz gemacht. Keine angenehme, wie er selbst gesteht. Als nämlich vor einigen Jahren Herr Bundesrat Motta in Rom war, lud ihn der Duce an seine Tafel ein. Das Gespräch kam auch auf die Schweiz und auf Mussolinis Aufenthalt in Lausanne, welche Stadt dem ehemaligen Sekretär der „Muratori e manovali“ der Ortsgruppe Lausanne in dankbarer Erinnerung geblieben ist. „Und Bern?“ fragte Frau Motta.

„Bern . . .“ Der Duce machte zu dieser Antwort eine abwehrende Handbewegung, wie um eine böse Erinnerung zu verscheuchen.

Was hatte Mussolini in Bern Schlimmes erlebt? Und wie ist er nach Bern gefommen?

Wir vernehmen das aus dem sehr unterhaltlich geschriebenen Büchlein von Marcel Bezençon: „Mussolini in der Schweiz“ (Verlag des Schweizer Druck- und Verlagshauses in Zürich), worin erzählt wird, wie der Schmiedssohn von Predappio (Romagna) und Schullehrer von Gualtieri (verlassenes Nest am Po) als abenteuernder Flüchtling in die Schweiz kam, damals 19jährig; wie er acht Tage lang in Orbe als Bauhandlanger schuftete, bis er es nicht mehr aushielte; wie er sich in Lausanne erst als Arbeits- und Obdachloser herumtrieb, bis ihn die Polizei wegen „Babagondage“ für 24 Stunden in Gewahrsam nahm; wie ihm dann seine italienischen Landsleute — es gab deren damals in Lausanne mehrere Tausende, meist geflüchtete Sozialisten — weiterhalfen und zuletzt den Sekretärsposten ihrer Gewerkschaft der Maurer und Handlanger anvertrauteten, da sie seine Bildung und Redegewandtheit erkannten und für ihre Propaganda zu nutzen gedachten.

Es war am 7. März 1903 — so lesen wir in Benzençons Schrift — als der Sekretär der „Muratori e manovali“ zur Versammlung der westschweizerischen Gewerkschaften delegiert wurde, wo er die Interessen seiner Leute zu vertreten hatte. Er tat das jedenfalls so geschickt, daß man ihn für geeignet erfand, an einer öffentlichen Versammlung der italienischen Sozialisten in Bern aufzutreten. Das war am 11. März. Die Berner Polizei aber sah ihn ins Auge, ohne ihn vorerst zu behelligen. Der junge Volksredner setzte seine Propagandareise fort. Am 5. April sprach er in Thun seinen Landsleuten über das Elend der Arbeiterklasse. 13 Tage später rednerte er in Basel. In Bern streikten damals die Zimmerleute. Die Polizeidirektion hatte Streikfondgebungen verboten. Der Genfer Anarchist Bertoni riet an einer Versammlung, das Verbot zu brechen. Er selbst aber wollte die Demonstration nicht organisieren. Da sprang Benito Mussolini, der junge Draufgänger, in die Lücke. Der Zug der Streikenden durch die Stadt wurde durchgeführt. Noch tat die Polizei nichts dergleichen. Als er aber zwei Wochen später und

ein weiteres Mal drei Tage darauf nochmals in öffentlicher Versammlung agitatorisch auftrat, da griff die Berner Fremdenpolizei zu. Einer ihrer Beamten erschien in Mussolinis Wohnung — wo die war, vernehmen wir leider von Bezençon nicht — und fragte ihn, ob nicht er es gewesen, der den verbotenen Umzug vom 14. Mai angeordnet habe. Mussolini gab das zu, worauf er verhaftet wurde. Man photographierte ihn von allen Seiten und nahm sein Signalement auf. „Der junge Mann — wir zitieren Bezençons Schrift — fühlte sich gedemütigt und machte kein Hehl aus seiner Wut.“

„Vielleicht werden Sie die Belästigungen, denen Sie mich aussehen, eines Tages noch bereuen“, meinte er, zum Polizeileutnant gewendet.

Dieser setzte ein überlegenes Lächeln auf.

„Spielen Sie sich nicht auf“, antwortete er. „Dieses Zimmer lernen nur ganz besonders gefährliche Leute kennen . . . Und Ihnen widerfährt die Ehre, zu diesen gerechnet zu werden!“

Am selben Tag kam er ins Gefängnis. Erst am 27. Juni entließ man ihn, nicht ohne ihm zu bedeuten, daß er auf Lebenszeit aus dem Kanton Bern ausgewiesen sei.“ — Mussolini fuhr, nachdem er noch zwei Tage in Luzern im Gefängnis gesessen, im Gepäckwagen mit 5 andern Ausgewiesenen nach dem Tessin, wo man ihn aber wieder frei ließ. Sofort reiste er nach Lausanne zu seinen Freunden zurück.

Wie Mussolini hier sich durchschlug als Laufbursche bei einem Weinandler, als Student und Agitator; wie er 1904 in Genf aufstaute und abermals ausgewiesen und wieder vor der Grenze freigelassen wurde; wie er, der 20jährige, als beachteter Redner und Diskutant mitten in der aufgeregten Gesellschaft der revolutionären Flüchtlinge in Genf, Lausanne und Zürich saß, mit der Balabanoff, mit Lenin und Trotski zusammentraf; wie er auf Agitationsreisen für Sozialisten und Freidenker die halbe Schweiz durchreiste — er sprach in Lugano, in Wädenswil, Thalwil, Frauenfeld, Kollbrunn, Feuerthalen und Arbon, in Freiburg, St. Gallen, Winterthur, in Le Locle, in Rorschach, Chur und vielen andern Orten; wie er in Lausanne Universitätsvorlesungen schindete unter den Augen wohlwollender Dozenten; wie er sich später als italienischer Staatschef revanchierte mit Manuskriptgeschenken an die Universität: das liest man mit Genüg und Gewinn in Benzençons interessanter und bemerkenswert objektiv geschriebener Schrift.

Was das Berner Erlebnis anbelangt will uns scheinen, daß Mussolini, wohl in Anbetracht seiner Jugend, recht sanft behandelt wurde. Ueberhaupt mag das Unbehagen, das der Duce heute in Erinnerung an Bern empfindet, zu einem guten Teil davon herühren, daß er das Schicksal der heutigen Gegner seines Regimes nicht gerne mit seinen Erlebnissen in der Schweiz vergleicht.

H. B.